

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 9 — Sonntag, den 28. Februar 1937

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

~ Siebenbürger-Sachsen in Cranzahl ~

Im Kampf um den Karpathenwall wurden deutsche Soldaten im Weltkrieg Entdecker vergessener deutscher Blutsbrüder, der Siebenbürger-Sachsen und ihres lebendigen Volkstums. Die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“, Gau Sachsen, hat es sich zur Aufgabe gestellt, Ausschnitte aus diesem Volkstum zu vermitteln. Die Siebenbürgische Heimatgruppe, die in diesen Wochen durch die sächsischen Lande kommt, ist auch im Kreis Annaberg aufgetreten. Um möglichst vielen Volksgenossen Gelegenheit zu geben, siebenbürgisches Volkstum kennenzulernen, hatte man die Veranstaltung in dem großen Saal des „Turnerheims“ Cranzahl in diesen Tagen durchgeführt. Ueber die Siebenbürger-Sachsen selbst sollen folgende Ausführungen Aufschluß geben: Die Siebenbürger-Sachsen, die nur einen kleinen Volksstamm darstellen, bezeichnen sich als ein Volk und sind in politischer und geistig-kultureller Hinsicht jederzeit wie ein Volk von weit größerer Bevölkerungszahl aufgetreten. Bis zum Jahre 1876 haben die Siebenbürger-Sachsen ihren eigenen politischen Staat gehabt. An der Spitze der gesamten Landsgemeinde stand der Sachsengraf, vom Fürsten oder Kaiser bestätigt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts galt das Eigenlandrecht der Sachsen, das im 16. Jahrhundert verfaßt wurde. Vorher herrschte das Recht, das als Codex Altemberger mit seinen bunten Initialen und Goldblättchen heute noch im Brukenthal-Museum zu Hermannstadt gezeigt wird. 1224 hatte der ungarische König Andreas II. die Versprechungen seines Großvaters Géza II. im „Goldenen Freibrief“ in Worte gefaßt. Zu allen Zeiten haben die Siebenbürger-Sachsen sich ihre Pfarrer selber gewählt und ihnen den Zehnten gegeben. Der allgemeine öffentliche Schulgang setzte im 16. Jahrhundert ein und galt gleicherweise in der Stadt wie auf dem Dorfe. Ein eigenes Wehrsystem hat sich bei den Sachsen entwickelt, das System der Kirchenburgen. Es ist nicht von außen herangebracht worden, sondern wurde hier zum System ausgebildet. Be-



Unser Bild zeigt die wundervollen Handarbeiten an den Trachten der Deutschen, die im Süden eine neue Heimat fanden.



Die Farbenpracht der Bekleidung vermag das Bild kaum wiederzugeben.

festigte Kirchen gibt es auch in Oesterreich und in Franken, wo im Mittelalter der „wilde Osten“ begann. Aber erst in Siebenbürgen fand dieser Wehrbau seine Vollendung. Aus den bäuerlichen Verhältnissen, die bei der Besiedlung allein vorhanden waren, wuchsen bald Städte heraus, die sich mit Mauern und Türmen umgaben und in Südosteuropa während der Türkenkriege eine große Bedeutung hatten und das Augenmerk der Christenheit auf sich lenkten. Was ein Volk, das sich seiner bewußt ist und das von Anfang an um Selbständigkeit und eigene Freiheit rang, für seinen eigenen Bestand tun konnte, das taten die Siebenbürger-Sachsen. Ja, sie taten noch mehr, sie sammelten Güter für die Zukunft, indem sie große Bergwälder erwarben und für treue Dienste vom König sich schenken ließen. Nach dem Weltkrieg hat die rumänische Agrarreform diese Wälder von bedeutender Ausdehnung enteignet und nur einen Pappentil dafür gegeben. Die Siebenbürger-Sachsen besitzen in Hermannstadt noch Häuser und ein Archiv, in dem die Geschichte des sächsischen Volkes im Zeitlauf der achthundert Jahre in den Staatsakten und Dokumenten aufgezeichnet, bewahrt werden. Auch eine Kunstsammlung, die bedeutendste Bildergalerie des Balkans und eine Bibliothek von 130 000 deutschen Werken, darunter einen ganzen Raum mit Erstdrucken des 15. Jahrhunderts besitzen sie. Heute zählt dieses Volk 230 000 Seelen und wohnt in 250 Ortschaften. Im 1700 hatte es bloß 100 000 Seelen. Es sind Ackerbauern, Handwerker, Schulmeister, Geistliche, Oberlehrer, Rechtsanwälte, Kaufleute und ein paar Industrielle. Die Siebenbürger-Sachsen wurden eine Nation, die ihrer Urheimat die Treue gehalten hat und allezeit halten wird. — Als wir Soldaten im Weltkrieg mit den Siebenbürger-Sachsen und mit den anderen deutschen Stämmen an der Donau zusammenkamen, da hat sich sehr schnell ein Band inniger Freundschaft angeknüpft. Wir fühlten die Blutsverwandtschaft mitten im fremden Land.



Die Leipziger Frühjahrsmesse 1937 ist eröffnet worden. — Neben den großen Aufgaben, die ihr im Vierjahresplan erwachsen, und neben der Schau deutscher Technik bringt sie dem deutschen Einzelhandel eine Fülle von Neuheiten u. Verbesserungen, die er an den Verbraucher, besonders an die Hausfrauen, weitergeben kann. Man kann gelehrte Abhandlungen über die Bedeutung der Leipziger Messe schreiben, man kann sich tiefgründig volkswirtschaftlich über sie informieren; am besten aber zeigt sich Sinn und Wert der Leipziger Messe in der folgenden entzückenden Geschichte von den Erlebnissen eines Kochtopfes auf seinem Weg von der Fabrik zum Herd.

In einer großen Fabrik in Wuppertal erblickte ein Kochtopf das Licht der Welt. Es war ein Prachtexemplar von Kochtopf. Fein vernickelt, mit dunklem Holzgriff, blinkenden Steckern, die dem Anschluß an das elektrische Netz dienten, ein Topf, der, elektrisch geheizt, Wasser in kürzester Frist zum Sieden bringen soll. Viele Männer in weißen Arbeitsmitteln hatten ihn geprüft, und schließlich bekam er einen Stempel auf seine silbernschimmernde Außenseite, mit dem ihm bescheinigt wurde, daß er deutsches Fabrikat, geprüft u. für gut befunden sei. Der Elektro-Kochtopf war geboren. Er wurde zu seinen Brüdern in Lager 4 gebracht und blieb dort. Allmählich waren sie alle des ewigen Nichtstuns müde und unterhielten sich, was nun eigentlich der Zweck ihres Daseins sei. Die einen wollten in fremde Länder reisen und andere — unter ihnen unser Kochtopf — freuten sich, auf dem Herd einer schmucken jungen Frau summen und brummen zu können.

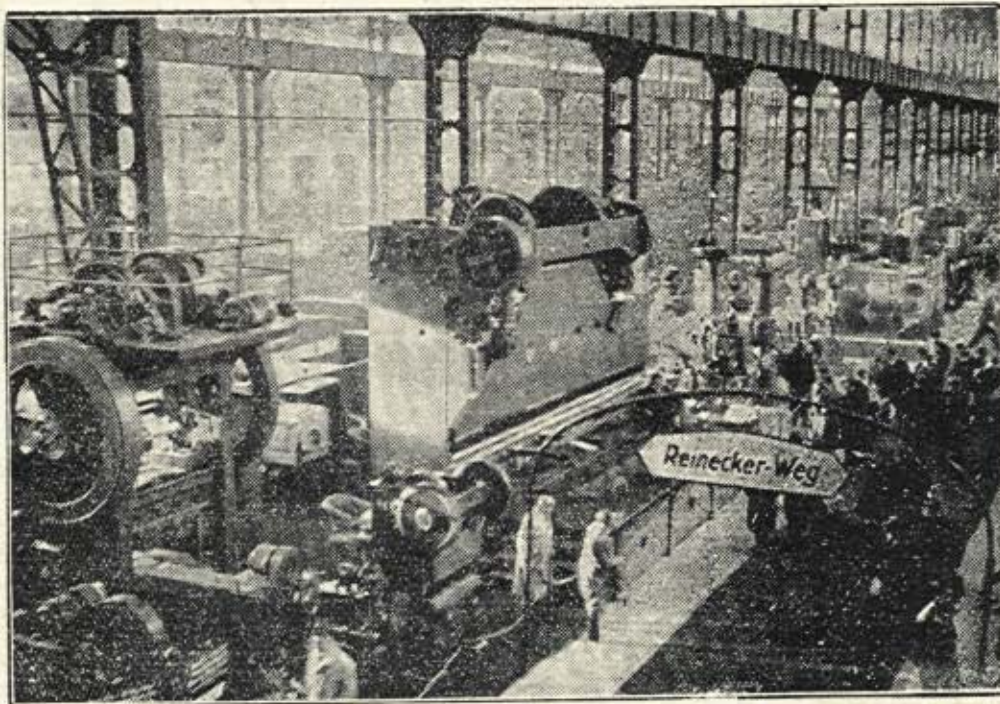
Eines Tages aber kam man ihn holen und er dachte schon, jetzt ginge es auf die große weite Reise an den Herd einer Familie. Weit gefehlt! Er kam in ein Bürozimmer, wurde auf den Tisch gestellt, und mehrere Herren musterten ihn mit strengen Mienen. Und als es Abend wurde, sah er im Licht einer Schreibtischlampe, daß zwei sich lebhaft über ihn unterhielten: „Ja, ja, wenn so etwas Erfolg hätte,“ sagte der Ältere, „überall in Deutschland kommt wieder Leben ins Geschäft, und wir haben noch immer unsere großen Sorgen. 8000 Firmen sollen auf der letzten Leipziger Messe ausgestellt haben, und Ausländer sind 25 000 dagewesen. Das ist es ja gerade, was uns fehlt! Wir müssen unsere alten Geschäftsverbindungen zum Ausland wieder gewinnen. Was meinen Sie, wollen wir unsere guten Kochtopf-Marken auf die Messe schicken?“ Das alles hörte unser Kochtopf mit, und fast hätte er vor Freude zu summen angefangen, als es nun wirklich wahr werden sollte und die beiden sich einigten, auf die Messe zu gehen. Ja, die Leipziger Messe, das wußte er nun schon, daß da viele Ausländer seien, die ihn vielleicht mitnehmen würden, ganz weit weg nach China oder Amerika. Als er wieder Licht sah, stand er hinter einem Fenster. Rechts und links hinter und vor ihm standen andere Dinge, die er sein Leben nicht gesehen hatte. Durch einen Spalt blickte er in andere Räume, die auch wieder angefüllt waren mit großen und kleinen Dingen. Ueberwältigende neue Eindrücke! Auf dem Gang gingen viele Menschen, die ganz anders aussahen, als er bisher gewohnt: Braune, Gelbe, Schwarze! Sie sprachen fremde Sprachen, so daß er nicht wußte, wo er nun war, freute sich aber, als er auch die wohlbekannten deutschen Laute aus dem Mund Vorübergehender vernahm. Kurzen Bemerkungen entnahm er, daß es Japaner, Indier, Amerikaner und Schweden u. viele andere waren, die über ihn sprachen und verhandelten. Er fing die Menschen zu zählen an und mußte feststellen, daß es jeden Tag viele Tausende waren, die vorübergingen. Der Kochtopf war



Messetrubel auf den Straßen Leipzigs. Zweimal im Jahr geben sich Kaufleute und Fabrikanten der ganzen Welt ein Stelldichein. (Aufnahmen (3): Bildarchiv Leipziger Messeamt.)

in der großen Welt. Bald hatte unser Kochtopf herausbekommen, daß viele seiner Brüder und Schwestern nach fernen Ländern geschickt werden sollten. Nach Amerika, Asien, Afrika, mit der Bahn, zu Schiff und einer sogar mit dem Flugzeug. Viele andere sollten in der Heimat bleiben, kamen in die großen Städte Deutschlands.

Es fielen auch die Namen kleinerer Orte, von denen er noch nichts gehört, und die Männer, die dorthin gekommen waren, verhandelten länger mit den Herren, die unseren Kochtopf befreuten und die er schon aus dem Büro im Wuppertal kannte. Irgendwie sahen sie auch gemütlicher aus. Man bekam sofort Vertrauen. An einem Morgen kam wieder so ein Herr an den Stand heran. Er war schon recht außer Atem. Man sah ihm an, daß er schon tagelang auf den Beinen war. „Ja, wissen Sie,“ sagte er zu dem Mann, der mit ihm stand war, „ich habe halt nur ein kleines Kaufhaus in der Provinz, aber ich habe mir gedacht, dieses Jahr gehst du nach Leipzig, und es hat sich auch wirklich gelohnt. Ich hab' schon



Die große technische Messe zeigt in 18 Hallen und umfangreichen Freiflächen den hohen Stand der deutschen Technik

seien wie diese. Er sei nur ein Vertreter für sie alle, sozusagen ein Mustertopf. Und da kaufte der Mann nicht nur einen, sondern sogar ein Duzend Töpfe. Es war ein netter Mann, und unser Kochtopf dachte auf einmal, daß es doch schön wäre, zufällig bei den zwölf Töpfen zu sein, die zu diesem Mann kämen. Aber da war er schon weg. Er müsse noch durch das Menschengewühl in der Straße zur Technischen Messe hinaus. Er habe jetzt schon genug gekauft. Maschinen und Krane und derartiges sei

nichts für ihn, aber er wolle es sich einmal ansehen. Und dann wurde unser Kochtopf wieder eingepackt, wieder hörte er das Rollen der Räder. Es ging nach Hause, wo ihn Tausende seiner Brüder und Schwestern erwarteten. Eines Tages aber war die Freude ganz groß. Der Kochtopf wurde mit elf seiner Brüder eingepackt in eine Kiste und ging noch einmal auf die Reise. Als er aber ausgepackt wurde, sah er — — — das Gesicht des Mannes, der ihn damals in seinen großen Tagen auf der Leipziger Messe hatte mitnehmen wollen und der ihn nun doch noch bekommen hatte. Durch die Fensterscheibe des kleinen Raumes, in dem er stand, sah er auf niedrige Giebelhäuser, auf schwere Wagen mit Pferden und auf das ganze bunte Leben einer kleinen deutschen Stadt. Der Kochtopf stand nun vor einer großen Scheibe Glas. Neben und hinter ihm waren viele andere Dinge aufgestellt. Ueber ihm hing ein großes Pappschild, auf dem in großen schwarzen Buchstaben stand „Ich habe in Leipzig eingekauft“, und gegenüber der Straße sah er noch andere Dinge stehen. Die Menschen auf der Straße blickten verwundert durch die Scheiben auf den Kochtopf und alles andere. Sie tuschelten, kamen durch die Tür, befühlten ihn und sprachen über ihn. Und nach einigen Tagen war da ein Mann, der ihn wirklich haben wollte. Der Kochtopf kam in eine bunte Schachtel, mit rosa Seidenpapier und einem roten Band aus Seide. Der Mann nahm ihn unter den Arm, ging mit ihm in ein fremdes Haus, drei Treppen hoch, schloß



Ein Ausstellungsstand auf der Leipziger Messe. Vom kleinen Löffel bis zur Wohnungseinrichtung, Töpfe, Kellen, Stoffe, alle Waren suchten ihre Käufer.

eine Tür auf und stellte ihn seiner Frau auf den Tisch. Da war nun unser Kochtopf, in einer gemütlichen Wohnung. Er wurde mit Wasser gefüllt, an einen Schalter an der Wand angeschlossen u. bald sumnte und brummte es behaglich in seinem Bauch und erzählte von seiner weiten Reise durch die Welt.



Spielwaren eingekauft, Stoffe, Uhren, Teller, Eßbestecke, Lampen, einige Rundharmonikas — ach, und als ich die vielen schönen Dinge gesehen hatte, da hat es mir fast leid getan, daß ich nicht auch Möbel und Koffer verkaufe oder Kleider und Stoffe. Aber für diesen Kochtopf da habe ich noch Interesse. Den möchte ich noch mitnehmen. Geben Sie ihn mir doch mit, so wie er ist. Die Messe ist ja doch heute zu Ende, und warum sollen Sie ihn erst wieder mit nach Hause nehmen?“ Die Antwort des Verkäufers machte aber unseren Kochtopf nur noch stolzer. Nein, dieser Kochtopf mußte wieder in die Fabrik mit zurück, der schließlich zum Verkauf hierhergekommen, sondern zum Ansehen, denn es gäbe ja noch viele Tausende Töpfe, die alle genau so schön

Ann-Christin

liebt nur
einmal

Roman
von
Susi
Teubner

(3. Fortsetzung.)

„Mag sein“, antwortete Lore kurz und blickte in die Weite. Dann sah sie sein bestürztes Gesicht. „Oh, ich bin Ihnen wohl zu kurz angebunden? Das ist nämlich von wegen Rührung! Ich bin heute zum letztenmal auf dem Zuckerkuchen. Da muß ich ein bißchen Abschied nehmen von einem Teilchen meines bescheidenen Lebens.“

„Ist das wahr? Wollen Sie fort von Rio? Gerade jetzt, wo ich hergekommen bin!“

Lore mußte auslachen ob dieser männlichen Naivität: „Tja, werter Herr, meinen Sie denn, Ihre Wege werden ich nun bleiben?“

„Warum nicht?“ war die prompte und durchaus selbstbewußte Frage.

„Hach, weil ich nicht höchstpersönlich dazu beizutragen beabsichtige, Ihre scheinbar durchaus wohlausgebildete männliche Eitelkeit und Einbildung zu unterstützen.“ Dann wurde sie ernster: „Weil man nicht allein von der Schönheit leben kann.“

„Das sagen Sie nicht“, fiel Dedek ein. „Die meisten Frauen leben von ihrer Schönheit und —“

„Quackeln Sie nicht — ich rede nicht von meiner von Ihnen lebenswürdigerweise zur Diskussion gestellten Schönheit. Ich rede von der Schönheit der Erde, und zwar von diesem Fleckchen Erde. Nebenbei gesagt, habe ich mir nicht gerade wohlhabende Eltern ausgesucht, als ich das Licht der Welt zu entdecken bestrebt war — ich bin hier Kinderfräulein, jawohl, Kinderfräulein und muß jetzt mit meiner „Gnädigen“ und Baby auf die Hacienda —“

„Strafverfehlung“, lachte sie dann. „Soll ich Ihnen erzählen, es ist wie in einem Film: Person I: der Haciendabesitzer, zumeist mit Familie in Rio lebend. Ein ekelhafter fetter Kerl, dem Namen nach Portugiese, aber Mischblut übelster Sorte mit einer ganzen Ahnenreihe von Halunken in den Gesichtszügen. Hat eine deutsche Frau. Person II: zart, blond, gewissermaßen wellende Blume im Urwald. Ist Erzieherin gewesen, in üble Lage geraten und von dem Kavaliere mit der Galgenphysiognomie „gerettet“ worden. Wobei sie vom Regen in die Traufe kam. Kürzlich wollte sie sich vor ihm retten lassen — oder vielleicht auch nicht mal, vielleicht nur einen Zeitvertreib haben. Wer weiß, wie's so in einem andern Menschen wirklich aussieht. Jedenfalls hatte sie sich dazu einen offensichtlich ungeschickten Jüngling ausgesucht. Es kam zu einer peinlichen Szene. Der — auf jeden Fall — schmierige Kerl von Ehemann war wie ein wildes Tier. Ein Hund mußte dran glauben, und ein Diener ist auch noch nachträglich an den Mißhandlungen eingegangen. Na, und Frau Lisa durfte um ihres Babys willen wählen zwischen Strafverfehlung oder schlimmerem.“

Dedek blickte das junge Mädchen verständnislos an.

„Oh, sind Sie aber ein Gringo!“

„In Rio jedenfalls bestimmt.“

„Bemühen Sie sich man auch gar nicht, etwas anderes als ein Gringo, ein Grünsing, dem man den Ausländer ansieht, zu werden. Das ist ein Ehrenname. Ich habe oft die großen Geschäftsleute sagen hören: wer „verhiesigt“, wird wieder nach Europa geschickt, wenn der erste Kontrakt vorbei ist. „Verhiesigt“ sind verdammte Gemansche, die kann ich nicht gebrauchen in meinem Geschäft. Eingeborene einerseits, Gringos andererseits — die ergänzen einander.“

Das Mädchen fuhr fort: „Ich muß schon sagen, Reden führen wir zwei beide!“

„Ja, erstens und zweitens gibt es viel wichtigere Dinge zu besprechen“, begann Dedek eifrig.

„Natürlich“, meinte er auf Lores erstaunten Blick. „Z. B., wann müssen Sie auf Ihre Hacienda? Wo liegt sie? Wie oft kann ich Sie noch sehen? Und überhaupt und so.“

„In 14 Tagen. Drei Tagereisen entfernt. Kaum noch. Und auf Ihr „Ueberhaupt und so“ werde ich antworten, daß wir halt mit vielen anderen Menschen sagen müssen „Grüß euch Gott, es war so schön gewesen, es hat nicht sollen sein.“

„Kommt gar nicht in Frage.“

Ernst von Dedek behielt recht. Er sah Lore Buchhöfer wieder. Es war allerdings unter recht merkwürdigen Umständen.

3.

Es ist Abend und es ist Frühling. Ann-Christin geht die Friedrichstraße entlang. Ihre Füße gingen von allein den schönen weitausschreitenden Schritt. Sie hatte heute viele Stunden gegeben. Es war aber nicht das allein, was sie müde machte. Eine wohlthuende Mattigkeit lag im ganzen auf ihr. Ein eigenartiger Druck, nicht auf die Augenlider, sondern auf die Augenränder war vorhanden. Das war immer dann, wenn ihre Gedanken in die Ferne wanderten, weit weg, daß eben scheinbar diese Entfernung auf die Seele, ja auf die Augen richtig drückte. Das war immer so im Frühling. Das war, weil sie im Frühling Ernst von Dedek kennengelernt hatte. Das war, weil sie sich im Frühling von einander getrennt hatten. Im Frühling, wenn die Vögel anfangen zu jubilieren, im Frühling, wenn alles zu grünen und dann zu blühen beginnt.

Davon war allerdings in der Friedrichstraße nichts zu merken. Trotzdem — es war Frühling und eine schöne Frau war im Begriff, zu einem Juwelier zu gehen. In der Tasche knisterte das Seidenpapier, in das Ann-Christin die Perlenkette eingewickelt hatte.

Zwei Tage waren verstrichen seit der rätselhaften Begebenheit. Heute erst fand sie den Weg zum Juwelier. Als sie am nächsten Morgen gehen wollte, war sie plötzlich abgehalten worden. Dann war es Zeitmangel, vielleicht auch, weil sich eine schöne Frau nicht gern und nicht sofort von schönen Dingen trennt. Die Perlenkette hatte auf ihrem Toiletentisch gelegen und auf einmal um ihren schlanken, leicht bräunlichen Hals. Wie schön das ausgesehen hatte! Das Elfenbein der Kette glänzte mit ihren perlengleichen Zähnen um die Wette.

Ann-Christin mußte dann zurückdenken: was hatte sie doch als junges Ding für Freude am Schmuck gehabt. Auch noch, als sie schon ein wenig das Leben kennengelernt hatte, als sie wußte, daß und wie man Schmuck bezahlen muß — damals, als sie sang, als sie gefeiert wurde, als sie mit Blumen überschüttet wurde und als manch einer sie hat, Schmuck von ihm anzunehmen und — wir wollen Ann-Christin nicht besser machen, als sie ist — und sie ihn manches Mal auch genommen hatte. Bis, ja bis eines Tages im Frühling Ernst von Dedek vor ihr stand. In ihrer Garderobe, die einem Blumengarten glich, vor ihrem Toiletentisch, auf dem es in einem Kästchen glitzerte von Granaten, von Rubinen, von Edel- und Halbedelsteinen. Da fand Ernst von Dedek ohne Blumen, ohne Schmuck für sie, ein armer Student, vom letzten großen Krieg, in dem der Vater nicht für seine Erziehung sorgen konnte und von den Kämpfen an Deutschlands Grenzen ein wenig mitgenommen, innerlich und äußerlich — nur sehr, sehr musikalisch. Von da an trug die Frau keinen neuen Schmuck mehr, denn Ernesto schenkte keinen und einen anderen Mann sah sie nicht mehr an. Wirklich nicht,

nein! Der junge Herr von Dedden brachte nicht einmal Blumen, keinen Veilchenstrauß, keine Rose. Es war ihm unangenehm, in ein Geschäft zu gehen und etwas, irgend etwas zu kaufen, was offensichtlich für eine Frau bestimmt war. Aber Ann-Christin hatte ihn lieb. So wie er war und nicht anders.

Es war das zweite Juweliergeschäft, in dem Ann-Christin die Tür öffnete. Im ersten waren soviel Menschen gewesen, zwei Käufer, drei Verkäufer. Da mochte sie nicht vor den vielen Fremden fragen: ist die Kette echt oder unecht? Irgendwie wäre ihr das peinlich gewesen. Warum wußte sie wohl selbst nicht. Allerdings, bisher hatte sie es nicht nötig gehabt, selbst Schmuck zu verkaufen, zu verlegen oder auch nur abschätzen zu lassen.

Eigenartig, ihr war zumeist, als wäre es ihre eigene Kette. Ann-Christin stieg das Blut ins Gesicht. Sie schämte sich. Die Kette kam zu einer Fundstelle oder ins Wasser! Sie selbst wollte keine Unannehmlichkeiten haben und dieser junge Mensch, der sie ihr doch offensichtlich zugesteckt hatte, sollte auch keine Unannehmlichkeiten haben. Komisch, dieser junge Mensch — mehr eigentlich dachte Ann-Christin nicht über ihn nach.

„Bitte, würden Sie mir wohl sagen, was diese Kette wert ist?“

Es war, als wenn das Seidenpapier doppelt laut knisterte, als wollte es flüstern. Ann-Christins Hände zitterten leicht, als sie die Kette auspackte.

Der alte Mann hinter dem Ladentisch, schneeweißes Haar, freundliche Augen, nahm die Perlen ziemlich unbeteiligt, kaum interessiert in die Hand. Wie viele schöne und weniger schöne Frauen waren schon mit dieser Frage zu ihm gekommen. Er kannte den zumeist folgenden Wortwechsel. „Bitte, würden Sie mir das Schmuckstück beleihen,“ oder „Bitte, wieviel würden Sie mir geben, wenn ich Ihnen den Schmuck verkaufe?“ Er kannte den mehr oder weniger schüchternen Tonfall, das kokette Lächeln, den Augenaufschlag. Er kannte auch manches Tränlein, das freiwillig oder unfreiwillig über eine mehr oder weniger gefärbte Wange tropfte.

Ganz jung kann diese Frau nicht mehr sein, dachte der Juwelier, während er sie flüchtig durch seine blinkenden Brillengläser musterte. Ihm kam plötzlich die Parabel von dem rotbackigen Apfel, den seine Mutter in die Ofenröhre zu legen pflegte. Ein Apfel frisch vom Baum, würzig, kräftig, in sich gespannt — er muß schon mehr aufgerissen als aufgebissen werden mit den Zähnen — so trohigen Widerstand leistet solch ein junger Apfel. Und dann beginnt er sich auf der heißen Ofenplatte zu wenden und zu drehen, hin- und herzurollen, zu hüpfen, ja man könnte meinen, vor Schmerz zu tanzen. Einen Tanz der Qual. Dann beruhigt er sich. Er bleibt still liegen und ein leise melodisch ziehender Ton, beinahe ein feines Wellen erhebt sich. Der Apfel reißt, Saft quillt über, immer neue Ströme stürzen aus der offenen Wunde. Die Stube füllt sich mit dem Aroma der sterbenden Frucht, die aufgehört hat, Naturgeschöpf zu sein und durch die Prozedur des Menschen zu etwas Neuem, etwas Künstlichem geworden ist — so, genau so wie manch junges, trohiges, stolzes Menschenkind vom Leben

durchgebraten werden muß, bis es mürbe ist, bis es zu einem harmonischen, tapferen Menschen geworden ist, wohltuend für die Umgebung.

So mußte der alte Juwelier denken, während er die Perlen durch seine Finger gleiten ließ. Er nahm ein Vergrößerungsglas und prüfte das Schloß und mußte weiter dabei denken: so wie einem jungen, rotbackigen Apfel mag es dieser Frau im Leben ergangen sein. Nur daß ihre Haut nicht geschrumpelt ist wie beim Bratapfel in Mutters Ofenröhre, in der guten Stube. Vielmehr ist ihre Haut glatt geblieben, so zart wie es sich manches junge Mädchen wünschen würde und — wahrscheinlich denkbar wäre, wußte sie Ann-Christins billiges Kosmetik-Geheimnis.



Zeichnung Kießlich M

„Bitte würden Sie mir wohl sagen, was diese Kette wert ist?“

„Ann-Christin,“ hatte die Mutter immer zu ihr gesagt, wenn sie mit 15, 16 Jahren ein bitterböses Gesicht machte. „Ann-Christin, geh' schnell mal vor den Spiegel und schau' was Du jetzt für ein häßlicher Frau bist, wieviel Falten Du im Gesicht hast.“

Das hatte sich das junge Ding gemerkt. Und noch heute hielt sie sich schnell einen Spiegel vor, wenn sie merkte, daß sie anfang, sich zu ärgern.

Darum also war Ann-Christins Haut so glatt geblieben, so zart und glatt, wie die Perlen ausfahlen in der Hand des alten Mannes, der sie jetzt sorgfältig und aufmerksam betrachtete und dabei leicht die eine Augenbraue hob.

„Meine liebe, gnädige Frau, das ist ein sehr, sehr schönes Stück. Sehr schön, obwohl es nicht echt ist. Aber das werden Sie wohl wissen. Trotzdem scheinbar ein Familienschmuck, denn hier im Schloß ist ein Wappen eingraviert. Das erhöht für Sie persönlich natürlich den Wert, aber niemals für einen Käufer.“

„Ich will sie ja auch gar nicht verkaufen.“

„So, na also, 600 Mark ist die Kette wohl wert.“

„Aber echt ist sie doch bestimmt nicht“, fragte die Frau schnell noch einmal mit hastiger Stimme. Sie blickte auf und sah die ruhigen blauen Augen freundlich, aber doch erstaunt auf sich gerichtet. Es kam ihr das Seltsame der Frage zum Bewußtsein. Sie lachte verlegen und sagte dann ehrlich, während sie die Kette an sich nahm: „ich hab's nämlich nicht gewußt, ob sie echt ist oder nicht. Also dann herzlichen Dank.“

Die Tür fiel hinter ihr zu und trennte die beiden Menschen, einen nachdenklichen und erstaunten alten Herrn und eine schöne Frau, die plötzlich wie gehebt die Friedrichstraße zurückließ. Warum wohl? Wollte Ann-Christin die Kette, da sie nicht echt war, schleunigst fortwerfen, ins Wasser? Nein, das wollte sie nicht. Ja, sie wußte überhaupt nicht, was sie wollte. Sie meinte, daß sie erst Gewißheit haben mußte, mit welcher Absicht der junge Mensch die Kette in ihre Tasche getan hatte. Sie würde die Perlen auch noch einmal um ihren Hals legen. Warum sollte sie nicht? Ihre Schritte wurden weiter und schneller.

Der Frau aber folgte ein Mann. Es war der Dr. Karsthus. Er biß auf eine leere Zigarettenspitze. Eine lange Bernsteinspitze. Er sah sehr elegant aus. Er sah gut aus, auch im Gesicht. Wenn er Farbe hatte. War er blaß, dann wirkten die Gesichtszüge verkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Von der sächsischen Sprache

Von Kurt Arnold Findeisen.

Das, was allgemein als sächsische Sprache bezeichnet wird, ist das Oberländische, das vorwiegend in der nördlichen Hälfte des Landes und in den Großstädten gesprochen wird. Es genießt innerhalb des deutschen Sprachkonzerts keine allzu hohe Wertung, vielmehr wird es gern belächelt, ja verspottet. Woher kommt das? Das Oberländische ist klanglich beeinträchtigt, das heißt, es arbeitet „mit einem Minimum stimmlicher Spannung“, seine einzelnen Töne verfließen wie die Grenzen des ganzen Landes; mit einer scheinbar „dünnen Stimme“ wird nur ein geringer Teil der vorhandenen Sprechwerkzeuge in Bewegung gesetzt. Dazu kommt, daß es dem Hochdeutsch zu nahe liegt und darum leicht wie verdorbenes Hochdeutsch wirkt. Das ist um so bedauerlicher, als doch gerade hauptsächlich aus dem Oberländischen einst die neuhochdeutsche Schriftsprache (Luther, Gottsched, Amelung) aufgebaut wurde. Das lächerliche Sprachgemischte allerdings, mit dem sogenannte „sächsische Komiker“ ein idiotisches Publikum immer von neuem hinreißen, hat nichts gemein mit organischem Sprachwachstum; es ist erstunken und erlogen. Auf jeden Fall stellen aber die Mundarten der übrigen sächsischen Landschaften ein erfreulicheres Kapitel dar. Sowohl der Vogtländer als auch der Erzgebirger und ganz besonders der Oberlausitzer spricht volltöniger, herzhafter, melodischer, obwohl gerade am Oberländischen jedem Fremden zuerst das „Singen“ auffällt. Auch der Sprachstil ist ein anderer. Während den redenden Oberländern oft ein gewisser Wortschwall eine eifrige und nicht selten unbeherrschte geschwätzige Weit-schweifigkeit charakterisiert, spricht der Vogtländer, der Erzgebirger und der Oberlausitzer im allgemeinen sparsamer, gemessener in kürzeren Sätzen und in plastischeren Sprachformen.

Ein paar Beispiele aus dem nicht sehr reichen bodenständigen Schatz der sächsischen „Volksprüche und Volkslieder“: Die Dresdener Gegend kennt ein Rätsel, das als Antwort „Sarg“ erwartet:

Der mich macht, der will mich ni,
der mich trägt, der behält mich ni,
der mich looft, der braucht mich ni,
der mich braucht, der weest es ni.

Das Erzgebirge umschreibt die menschliche Nase in einem Rätsel so:

Zwa Flügel un ka net fliegen,
a Rücken un ka net liegen,
a Baa un ka net stieh;
un wenn's laaft, sieh't's net schie.

Ein allerdings noch nicht sehr altes Volkslied der Leipziger Gegend hat sich als Helden den „alten Barchewitz“ gewählt, einen biedereren sächsischen Kanonier, der die Schlacht bei Dresden im Dienste Napoleons mitgemacht hat und der nun ergötlich auf-schneidet:

Da sprach der Kaiser: Barchewitz
richt' bei Kanon nach Rücken
uf jenen dichten Trippel,
der links von Murrohs Denkmal steht
un gar nich auseinandergeht;
schieß mer die Kerls zu Krippel!
Ich richte nu ooch glei mei Stück
un schieß der drunger uf gut Glück.
Weest Gott, ganz in de Ferne
da flogen hoch, ich bin e Schuft,
zwee lange Beene in de Luft
und fielen erscht bei Berne —

Typisch sächsisch, wird man zugeben, besonders, wenn man das Ganze betrachtet: witzig, fast satirisch, aus einem beweglichen Verstand geboren, mit Sicherheit aus einer oberländischen Großstadt stammend. Dagegen scherzt das Vogtland liebenswürdig ländlich:

Wenn der Dursteich Grüßbrei wär
und der Pfarrberg Butter
und 's käm su e rächter Sunnstrahl her,
der zerschmölz die Butter
und de Butter flöß' in' Dursteich nei —
dös müßt' ab'r emal e Grüßbrei sei —

Die Oberlausitz tanzt eine gemütvollte Polka zur Dorfmußt und singt:

A Kuckuck of an Zaune soaß — Kuckuck!
Do foam a Rajn (Regen) und macht 'n noaß —
Kuckuck!
Derno (danach) foam wieder Sunneschein,

der macht den Kuckuck wieder fein,
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck! —

Jedenfalls wird man, auch schon auf Grund des Gesagten und an der Hand der wenigen Beispiele zugeben müssen, daß der sächsischen Heimat sprachliche Eigenart nicht mangelt.

Jugend im Grenzland

Wir stehen fest wie Berg u. Wald
im Grenzland auf der Wacht
und haben heimlich die Faust
geballt
vor feindlicher Niedertracht.
Für jeden Freund, der drüben
stirbt,
wächst doppelt unser Mut,
denn eher, daß die Welt verdirbt
als unser deutsches Blut.

Hermann Göring als Jagdgast in Polen

Ministerpräsident Generaloberst Göring war in Bialowicza gleich am ersten Tag vom Jagdglück begünstigt. Unser nebenstehendes Bild zeigt Hermann Göring und Staatspräsident Moscicki (Mitte) mit der Strecke: zwei Wölfe und ein Wildschwein. (Scherl Bilderdienst, R.)



Nooch 'n Feierabend

De uf freiwillige Unnersuchung

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Dr alte Sanitätsrat Kesselbier — Gott hob ne salig — in ener klän Stadt im öbern Erzgebirch, war e barscher Karl un abseht ká Freind von vielr Rederei, un mr muß sogn, de Freindlichkeit riß ne a net ibrn Hausn; sistr obr war ar in sen Fach e Meestr un in dr ganzn Umgegend berihmt wie e guts Bier.

War nu zon Sanitätsrat in dr Sprachstund kam, muß vor alin Dingn dodrauf Obacht gabn, deß 'r, wenn'r von Doktor aus'n Sprachzimmer obgehult wur, racht laut „Gutn Morgn, Harr Sanitätsrat!“ jacht und dann sich beeilet, de Tir zon Sprachzimmer aufzereißn un ne Sanitätsrat vornewag neilaasn ließ, sistr konnts ne Patchent passiern, deß 'r tüchtig obgefanzelt wur. Wenn dr Hälingsochende noocherts drinne stand, tat sich dr alte Kesselbier an Schreibstisch nasehn un pinslet in seine Bicher rim und jacht, uhne aufzuguckn, zon Krantn: „Ziehn Sie sich aus!“

Do a emol — 's is schie e huchr Stangewald draus gewachsn, is ne Sanitätsrat e pukge Geschicht passiert, die sich im ganzn Städtel fix ringestrieten hatt un noch lang belacht wur.

Dr Rasse-Wiesen-Arnst-Bauer aus Lorkendorf hatt im Harbist alle Händ voll ze tue, im seine gearntn Ardeppeln an Mann ze bränge, un fuhr desdrwagn mit en mit Ardeppelsäckn belodne Ochsfesspann nei in de Stadt un besuchet de Kundschaft vom viring Gahr. Do dr Sanitätsrat schie e altr Kunde war, machet dr Arnst aa nei ins Warte-immer, un do ar dr änzge in dan Stübl war, brauchet 'r nei lang ze wartn. Nooch nr Weil kam dr Sanitätsrat agesfärschert un riß de Tir auf, im ne „Krantn“ obgehuln.

Dr Arnst wollt gar ká Aftalt zon Nachlaffn machn, obr endlich jacht 'r: „n Tag, Harr Doktor! Jech wollt — —“ weitr kam 'r net, do schnitt ne dr Sanitätsrat is Wort ob un bloßetn ann: „Ich bin Sanitätsrat — und dort ist mein Sprechzimmer —“ un flüget vornewag nei in seinr Stub. Ganz beduse schlich dr

Arnst drhinnrhar, drinne schrie dr Sanitätsrat: „Ziehn Sie sich aus!“ Dr Arnst obr tat gar nei drgleichn, bis dr alte Kesselbier giftig brummet: „Nun, wirds bald?“ „Harr Sanitätsrat, iech wollt nár — —“ „Quatschen Sie nicht, meine Zeit ist Geld! Ausziehen!“ Nu, wenns net annersich gieht, dacht dr Arnst, ziehst de dich abn mol aus, un zug sei Gack un 's rufarierte Hemd runner. Dr Sanitätsrat kam mit en Holzding, dos ausfoog wie e Trichter, un stemmets ne Bauer off dr Brust un jacht: „Tief atmen!“, noocherts horchet ar ne Buckel ob, dann meenet 'r gewichtig: „Sie haben einen leichten Herzfehler!“ — „Su?“, frug drstaunt dr Bauer, „do hob iech sei noch nisch drvu gemart!“ — „Aber ich sage es Ihnen, seien Sie froh, daß Sie mich aufgesucht haben, sonst hätten Sie immer lustig weitergelebt und wären vielleicht alt und grau geworden, ohne eine Ahnung zu haben, was Ihnen eigentlich fehlt!“ Dr Arnst wur nu wieder redselig un jacht zon Sanitätsrat: „Hobn Se nár schien Dank fir dare Unnersuchung — obr iech wollt nár emol fregn, ob 'Se sich heier wieder e paar Zantner Ardeppeln eitue wolln wie virigs Gahr? Jech bie nämlich dr Bauer aus Lorkendorf.“

Aus dr Schul.

In dr Schul wollt dr Oberlehrer sich von seine Kinner übrsch Sprichwort „Borgn macht Sorgen“ Beischpiele aufzöhl'n lossn, doch fandn se sich net na un dr Lehrer muß's sen'n Schülern ausenannerposementiern. „Also“, jacht dr Oberlehrer, „wenn iech mir zun Beischpiel beim Schneider ene Huf“ beschtell un ka se net bezohl'n, wos hob iech nochert?“ — Do hub ne Mienei-Sepp sei Kurl de Hand un gob zor Antwort: „Do hobn Se e Pumphus“, Harr Lehrer!“

Mr muß sich ze haffn wißn.

„Inu du Ugelick, Gotthilf, wie siehst dā du aus? Wu haste dā dos blaue Nag har?“ frug dr Schaarschmidt-Brieftrager ne Winkel-Bauer, wie ar ne Postkart neigabn hatt. „Jech war wieder emol ganz geseit“, drwidret dr Bauer ne Brieftrager, „mei Galbschack, die sistr su gut sich malkn ließ, is seit e paar Togn su unartig. Weil se nu bein Malkn eitel mit'n Schwanz wedeln tat, hatt iech 'r en Ziegelfstää nagebundn, dar muß obr ze lächt gewafn sei, finst hätt iech'n net an Kopp kriegt.“

STEIGERUNG DER DEUTSCHEN KRAFTFAHRZEUGAUSFUHR 1932 - 1936

1932	1933	1934	1935	1936
				
8864	10855	11002	21140	31233
KRAFTFAHRZEUGE				
				
2284	2562	2273	3820	6201
LASTKRAFTWAGEN				
				
3487	2006	1804	5702	14612
KRAFTRÄDER				

Steigerung der deutschen Kraftfahrzeug-Ausfuhr

Trotz der Schwierigkeiten, die dem deutschen Kraftwagen auf den Auslandsmärkten begegnen, ist es gelungen, die deutsche Automobilausfuhr ständig zu steigern. Die amerikanischen Banderzeugnisse eines Ford und eines Werkes wie General Motors ist für die europäische Kraftfahrzeugindustrie eine nur schwer überwindbare Konkurrenz. Und doch ist es gelungen, dem deutschen Kraftwagen eine Erweiterung des Absatzkreises zu schaffen, bei der nicht zum geringsten Teil die Erfolge deutscher Sportfahrer ausschlaggebend war. — Unser nebenstehendes Schaubild gibt die Stückzahl der ausgeführten Fahrzeuge an, die, wie zu erkennen ist, im neuen Deutschland einen erheblichen Aufschwung zu verzeichnen hat, da ja gerade in den letzten vier Jahren der Kraftfahrzeugindustrie alle erdenkliche Unterstützung zuteil wurde.

Bilder aus der Heimat



Ihr 50jähriges Ehejubiläum

können am kommenden 5. März Malermeister Franz Albert und Frau Minna geb. Halant, wohnhaft Buchholz, Sa., Pfarrgasse 4, begehen. Aus der Ehe gingen 11 Kinder hervor, wovon noch ein Sohn und drei Töchter leben. Der Sohn und zwei Töchter sind seit vielen Jahren in Amerika ansässig. Der Wunsch des biedereren Ehepaares, ihre goldene Hochzeit im Kreise von Kindern, Enkeln und Urenkeln drüben in Amerika zu erleben, führte zur vorzeitigen Einsegnung, die Pfarrer Sattow in der Buchholzer St. Katharinentirche am 2. Februar vornahm, wobei dem goldenen Ehepaar die goldene Bibel überreicht wurde. Kurz danach, am 12. Februar, verließen die wackeren, noch sehr rüstigen Alten die Heimat mit dem Dampfer „Bremen“ und sind vergangenen Donnerstag, am 18. Februar, drüben angekommen. — Das Jubelpaar hat der Heimatzeitung stets vorbildliche Treue gehalten und nehmen wir freudig Veranlassung, demselben den echt erzgebirgischen Heimatgruß „Glückauf!“ mit den besten Wünschen für ferneres Wohlergehen über Länder und Meere hinweg darzubringen!

Bambusbären seit 1912 in Deutschland

Als es kürzlich der Amerikanerin Ruth Hartneß gelungen war, ein Baby des sagenhaften Bambusbären oder Panda aus Tibet lebend nach Amerika zu bringen, wurde behauptet, daß erst 1929 die Söhne Roosevelts den ersten Beweis für die Existenz des Urweltbären erbracht hätten. Tatsächlich hat schon 1912 der deutsche Konsul Weiß in Tschöngtusu den ersten erlegten Panda nach Deutschland geschickt. Der deutsche Forscher Walter Stöckner hat dann auf seiner Tibet-Expedition 1913 das Glück gehabt, gleich fünf Pandas verschiedenen Lebensalters für die deutschen Museen heimzubringen. Ein von ihm lebend gefangenes Baby konnte unter den damaligen viel schwierigeren Verkehrsverhältnissen (keine Flugzeuge!) nicht am Leben erhalten werden, weil im tibetanischen Hochgebirge keine Milch aufzutreiben war. Unser untenstehendes Bild ist eine der Aufnahmen Stöckners von 1913, die einen der Bären gleich nach seiner Erlegung in dem Gebirgsdorf Liang ho Kou zeigt. Born eine tibetanische Goralziege. (Weltbild, K.)



Die Winterdienstkleidung des BDM

Die Frage der Winterdienstkleidung des BDM ist endgültig geregelt worden. Die

Kletterweste wird in Zukunft nur mehr der Sommerdienstkleidung vorbehalten sein, während im Winter der lange Mantel an ihre Stelle treten wird. Er besitzt keine Dienstabzeichen und kann somit auch zur Zivilkleidung getragen werden. Seine Anpassung lohnt sich also in jedem Falle.

(Presse-Bild-Zentrale, K.)

